

Nr. 145. **Bromberg, den 28. Juni 1932.**

Das goldene Netz

Roman von E. Phillips Oppenheim.

Kapitel XX

Die letzten Gefahren

Deane hate endlich diese langen, mühsam dahinschleppenden Monate der unsagbaren Ermüdung überstanden. Tag für Tag in der dumpfen Luft des Gerichtssaales, Woche für Woche ihm überflüssig erscheinende Wiederholungen und Verzögerungen — so bewegte sich das Rad des Gesetzes langsam und erhaben, und der Prozeß Sinclair gegen die Vereinigte Bergwerksgesellschaft ging seinem Ende zu. — Eines hatte Deane gewonnen: Sein Verhör und Kreuzverhör — er war zwei Tage lang ununterbrochen auf der Zeugenbank — hatte nicht eine einzige Lücke in seiner Wahrheitsliebe aufgedeckt. Seine Erzählung war durchgehende Übereinstimmung, folgerichtig und redlich. Er war imstande, seine Zahlung an Sinclair nachzuweisen, nachzuweisen, daß Sinclair ihn veranlaßte, Versuche an dem Bergwerk zu unternehmen. Am Ende des Prozesses war eines gewiß, daß dem moralischen Gefühl nach das Bergwerk Deanes Besitz war zur Zeit, als er es der Bergwerksgesellschaft verkaufte. Dennoch stand diese Urkunde, von der sich Sinclair nie getrennt hatte, im Hintergrunde und gab dem gegenwärtigen Prozeß Rückgrat. Der sensationelle Teil des Prozesses, über den viele Gerüchte in Umlauf waren, fiel gleich zusammen.

„Ist es wahr, daß Sinclair Ihnen in Ihrem Bureau wenige Tage vor seiner Ermordung einen Besuch abgestattet hat?" fragte der Advokat.

„Gewiß!" antwortete Deane.

„Wollen Sie uns sagen, was bei dieser Unterredung besprochen wurde?"

„Es kam kaum zu einer Unterredung", antwortete Deane gefaßt. „Der Mann war betrunken und ich fand ihn widerwärtig. Er schwang das Dokument, auf dem der jetzige Prozeß beruht, und ich nahm an, daß er einen Erpressungsversuch unternehmen wollte. Ich ließ ihn hinauswerfen."

„Dennoch beauftragten Sie einige Tage später Rowan — den Mann, der Sinclair ermordete — das Dokument von ihm zu erlangen?" sagte der Anwalt und erregte damit Aufsehen.

„Das nicht", antwortete Deane. „Rowan, der in Afrika sein Freund gewesen war und ein Mann ganz anderer Prägung als Sinclair, besuchte mich ein paar Tage nachher. Ich erzählte ihm die Angelegenheit."

„Sie schlugen ihm vor, Ihnen das Dokument von Sinclair zu verschaffen", erklärte der Verteidiger.

„Das kann ich nicht zugeben", antwortete Deane. „Ich sagte ihm, daß ich mich nicht von Sinclair erpressen lasse, aber daß ich schließlich bereit wäre, eine vernünftige Summe für das Dokument zu bezahlen. Rowan ist mit Sinclair auf freundschaftlicherem Fuße gestanden als wir andern, und ich dachte, er könnte ihn zur Vernunft bringen."

„Wenn das Dokument wertlos war, warum kümmerten Sie sich dann darum?"

„Ich glaube, Sie verstehen nicht viel von Bergwerksangelegenheiten", antwortete Deane freundlich. „Jedes nachteilige Gerücht, so boshaft oder falsch es auch sein möge, wirkt auf den Markt, und man muß immer auf seine Aktionäre Rücksicht nehmen."

„Sehr gut", meinte der Richter. „Wir kommen nun zu folgendem: Sie beauftragten Rowan, zu sehen, was er bei Sinclair ausrichten könne. Sind Sie sich der Verantwortung bewußt, die Sie dabei hatten? Sie sind über das, was dann geschah, unterrichtet?"

„Gewiß", antwortete Deane. „Ich werde nie aufhören, es zu bedauern. Sinclair war vollkommen betrunken, und die zwei Männer gerieten in Streit. Der Schlag, der tödlich wirkte, wurde in Selbstverteidigung gegeben."

„Das Gericht war nicht dieser Ansicht."

„Ich stand neben Rowan, als er starb", sagte Deane mit einer gewissen Feierlichkeit im Tone. „Er sagte mir in diesem Augenblick die Wahrheit, und auch was ich Ihnen sage, ist die Wahrheit."

„Trotzdem hat er das Dokument gestohlen", fuhr der Richter fort. „Es wurde später im Besitz von Miß Rowan entdeckt."

„Das hörte ich", antwortete Deane ruhig. „Es war schade, daß sie es nicht mir übergeben hatte."

„Sie würden es vernichtet haben, nehme ich an?"

„Höchstwahrscheinlich!" antwortete Deane. „Die Mine gehörte mir. Sinclair hatte vor Zeugen erklärt, daß keine Urkunden über dieselbe bestehen, daß niemand in der erforderlichen Zeit darauf Anspruch erhoben hatte, und daher war mein Kauf nach den Grubengesetzen des Landes gültig."

Der Prozeß dauerte über die Weihnachtsferien. Während der Feiertage verbrachte Deane den größten Teil seiner Zeit, um eine Spur von Winifred Rowan zu finden. Er ging selbst zu ihren ehemaligen Dienstgebern, aber sie waren nicht imstande, ihm etwas zu sagen. Sie konnten ihm bloß das Zeugnis zeigen, welches sie auf ihre Bitte ausgestellt hatten und das sie wenige Tage nach ihrer Abreise aus dem Hotel mitgenommen hatte. Es schien niemand da zu sein, der ihm im geringsten helfen konnte. Niedergeschlagen wandte er sich an einen Privatdetektiv, dem es ebenfalls nicht gelang, etwas zu erfahren. Die Feiertage vergingen, der Prozeß wurde wieder aufgenommen, und Deane war abermals in den Kampf vertieft . . .

Endlich war alles zu Ende. Die Nervenanspannung aber blieb. — Der Gerichtshof, der alles angehört hatte, wollte nicht gleich nach dem Ende des Beweisverfahrens das Urteil verkünden. Es konnte drei Tage, selbst eine Woche dauern, bis das Urteil bekanntgegeben würde. Deane ging vom Gerichtssaal mit einem tiefen Einsamkeitsbedürfnis fort. Die Ungewißheit, die sich durch Wochen und Monate hingezogen hatte, war unerträglich geworden. Er war nicht mehr imstande, das Für und Wider des Prozesses ruhig mit seinen Direktoren und Freunden zu be-

sprechen. Er hatte dies alles satt. Er entkam einigen Vorübergehenden und einem Berichterstatter, die ihn ausfragen wollten, und indem er sein Auto nicht beachtete, um das herum wieder einige Leute auf ihn warteten, sprang er in ein Taxi und fuhr in die Garage, wo sein Tourenwagen stand. Einige kurze Befehle, ein bleistiftgeschriebener Zettel an seinen Diener, und Deane verließ die Garage beim andern Ausgang, nahm die Untergrundbahn bis zur Endstation und ging langsam ins Land hinaus, wo er innerhalb einer Stunde von einem Auto, in welchem sein Diener vorne neben dem Chauffeur saß, eingeholt wurde.

Es wurde bald Nacht, während sie auf der großen nördlichen Hauptstraße in der Finsternis fuhren. Deane, in seinen warmen Mantel und Decke eingehüllt, lehnte sich auf seinem Sitz zurück, hatte beide Fenster geöffnet und fühlte eine unbeschreibliche Erleichterung in der kalten Nachtluft. Hin und wieder kamen einige Schneeflocken durch die geöffneten Fenster. Endlich war er von der hassenswerten Umgebung der letzten Monate befreit. Es war niemand da, der ihn als den Mann zeigen konnte, der um eine Million Pfund ein Bergwerk verkauft hatte, das ihm nicht gehörte. Bis auf die zwei bewegungslosen Gestalten vor ihm war er allein. Niemand war da, der ihn seines Mitgefühls versicherte oder beglückwünschte. Sie fuhren immer weiter in die Nacht hinaus, bis die Dörfer geisterhaft erschienen, ohne Licht in den Fenstern, und nur ein gelegentlicher Laternenpfahl, um menschliche Wohnstätten anzudeuten. Sie fuhren durch einen Ort, der wie eine Totenstadt war und dann wieder in das offene Land hinaus, wo Kaninchen, erschreckt von den Blendlaternen des Wagens, vorbeistürzten und nur der Wind als einzige Stimme der Natur vorhanden zu sein schien, um ihn daran zu erinnern, daß es keine Geisterwelt war, durch die er reiste.

Plötzlich sah Deane den Mann am Volant auf seinem Sitz ein bißchen hin und her schwanken, worauf er das Sprachrohr nahm. „Können wir bis nach Rakney fahren, Murrey?" fragte er. „Oder wollen wir in King's Lynn übernachten?"

„Wir können bis hinfahren, Sir," antwortete der Mann, wenn wir irgendwo eine halbe Stunde Rast machen."

Sie weckten einen Gastwirt in King's Lynn auf, und die zwei Männer aßen und tranken. Deane selbst trank einen Whisky mit Soda und zündete sich eine Zigarre an. Dann fuhren sie wieder in die Finsternis hinaus, die sich im Osten schon ein wenig erhellte. Die Dämmerung brach an, als sie den letzten Hügel hinauffuhren und sich der Küste näherten. Rotes Licht wurde über dem grauen finstern Meere sichtbar. Das Sumpfland schien feucht und unkenntlich Landflecken und dunkle Salzbäche, die es durchflossen. In der Bucht kam der Schaum der sich brechenden Wellen herangerollt. Als sie endlich durch das Tor kamen und die steinige Straße hinauffuhren, die, mit weißen Pfählen markiert, bis zum Turm führte, war die Dämmerung bereits gekommen. Die Nacht war vergangen, obwohl ihr Schatten noch über dem grauen Sand zu hängen schien. Die Flut hatte den Weg überschwemmt, und es war schwer, vorwärts zu kommen. Dennoch erreichten sie endlich den kleinen Hügel, auf dem der Turm gebaut war, und Deane stieg ermüdet mit einem Seufzer der Erleichterung aus. Während sein Diener den Haupteingang aufsperrte und damit beschäftigt war, ein Bett herzurichten und einzuheizen, ging Deane bis an den Meeresstrand, wo die Wellen geräuschvoll anschlugen. Nie, schien es ihm, hatte die Schönheit der Einsamkeit stärker auf ihn gewirkt, als in dieser Stunde des Tagesanbruches. Die Vögel schwiegen, der Wind hatte aufgehört, kein Laut ertönte aus dem schlafenden Land. Nur das ewige Rauschen der Wellen, ein Geräusch grimmig und geheimnisvoll und unvermeidlich, wie das Leben selbst. Der vollgedrängte Gerichtshof mit seinen begierigen Gesichtern und der scharfen Schlußverhandlung schien ihm jetzt weit entrückt. Weit entfernt schien die Wichtigkeit des Reichtums, die große Frage, ob er weiter zu den Millionären gehören würde — oder seinen Platz unter den armen Männern dieser Erde einnehmen würde. Was war es schließlich wert, dieses Königtum der Städte, mit ihrem Mangel an Aussichten, ihren gedrängt vollen Stunden, ihrer seltsamen, künstlichen Atmosphäre? Der Wert dieser Dinge war grotesk — für einen Augenblick ausgelöscht.

Es war klug von ihm gewesen, herzukommen, sagte er sich, als eine frische Morgenbrise über das Meer wehte. Vielleicht wäre er noch klüger, wenn er dem Reichtum trotzte und immer hier blieb. —

Sein Diener rief ihn, und widerstrebend ging er in das Haus hinein. Er aß etwas Kuchen und trank ein wenig Milch. Dann als der Tag richtig mit einem feurigen Rot über dem Meere dämmerte, öffnete er das Fenster und warf sich auf das kleine eiserne Bett mit seinen nach Lavendel duftenden Leinentüchern.

(Schluß folgt.)

Der Usurpator.

Eine Südseegeschichte von **Joos van Bussum.**

Ich hatte an jenem Morgen Brückenwache auf der „Pensacola". Die unermeßliche Weite des Pazifik lag still und gläsern vor uns, als führen wir über einen riesenhaften Binnensee. Es schien jedem einzelnen oben auf der Kommandobrücke unvorstellbar, daß dieser Frieden jemals gestört werden könne, und doch hatten die Seen uns noch vor drei Tagen vorne zwei Bootsdavits zerschlagen und die schwere stählerne Flaggenstange fortrasiert, als seien sie Kinderspielzeug. Der Funkoffizier, der dort hinten in einem Liegestuhl unter dem Sonnenschutz lag wie ein Millionär, hörte in dieser Woche kaum etwas anderes als die Hilferufe von drei Dutzend Schiffen, von denen jetzt sicherlich die Hälfte da unten lag. —

Das harte Gleißen des Meeresspiegels unter der Tropensonne machte schläfrig. Der Rudergänger schräg hinter mir stand mit halbgeschlossenen Augen am Rad. Sah man einmal wieder auf das Chronometer, dann waren knapp zehn Minuten seit dem letzten Mal vergangen. Vier Stunden Wache, vier Stunden; die beiden Maschinen stuckerten die Worte mit . . .

Dann schien es mir plötzlich, als läge ein kleiner Fleck auf der flimmernden Weite. Mehr gefühlsmäßig als bewußt, griff ich nach dem Krimstecher und hörte im gleichen Augenblick den Ausgucksmann rufen: „Segler drei Strich Steuerbord voraus!"

Er schien bös mitgenommen zu sein, dieser Segler. Er lag, wie man deutlich durch das Glas sah, hart auf der rechten Seite, und die Masten waren zerfetzt. Vom Heck aus wurde zu uns herübergewinkt. Ich sandte unseren Läufer mit der Nachricht zu Kapitän Bridgeman und hielt mit aller Fahrt auf das Schiff zu.

Gleich darauf erschien auch der „Alte" selber auf der Brücke. „Wie heißt er?" fragte er interessiert. — „Santa Catalina" antwortete ich und war selbst erstaunt, wie sich das Gesicht des Kapitäns veränderte. — „Donnerwetter, dann ist es ja Senor Medina persönlich . . ." meinte er halblaut, und gleich darauf: „Ich übernehme selber die Wache. Sie gehen mit dem Zimmermann und ein paar tüchtigen Leuten an Bord. Sagen Sie ihm, wir würden ihn schleppen, wenn er nicht mehr seetüchtig ist."

Ich verstand nicht ganz, warum der Kapitän so plötzlich interessiert war, grüßte und ließ die Jolle ausschwenken. Nach einer halben Stunde befanden wir uns längsseit des Schoners „Santa Catalina", der trotz seiner schweren Schäden über Erwarten gut gebaut und instandgehalten war. Der Kapitän des Seglers hieß übrigens nicht Medina, sondern Hernandez, ein stämmiger kleiner Mann, der sich lebhaft für die Hilfe bedankte. Wir machten zusammen einen Rundgang durch das Schiff und stellten fest, daß die schwersten Schäden von unseren Handwerkern in ein paar Stunden behoben werden könnten, wenn alle Mann an Bord mit zupackten. Die „Santa Catalina" würde dann mit ihren Reservesegeln auf jeden Fall bis Tutuila fahren können.

In den wenigen Arbeitsstunden war eine Pause für uns nicht möglich. Als uns allen schließlich der Schweiß von der Stirn rann, gab ich gerne die Erlaubnis, daß unseren Leuten während der Arbeit verdünnter chilenischer Wein gereicht wurde. Ein paar Mal erschien es mir, als hätte auch Kapitän Hernandez in seiner Unterhaltung mit dem ersten Offizier der „Catalina" den Namen Medina fallen lassen, scheu und ehrfürchtig, als spräche er von einem großen Geheimnis. Aber es konnte schließlich auch eine Täuschung gewesen sein.

Es war gegen 4 Uhr, als der Zimmermann nach einer letzten „Revue" meldete, die Schäden seien nun vorläufig behoben. Wir wollten nach kurzem Abschied von Hernandez gerade wieder in die Jolle klettern, als plötzlich neben dem Kapitän eine kleiner Indio stand, der ihm hastig ein paar Worte zuflüsterte. Hernandez nickte und sagte zu mir: „Herr Leutnant, es wird Senor Medina, meinem Schiffsbesitzer, eine Ehre sein, Sie begrüßen zu dürfen."

Er führte mich zu einer messingbeschlagenen Tür des Deckhauses am Heck und öffnete sie: „Dort, bitte!"

Es dauerte eine Weile, bis ich mich an das Halbdunkel der großen Kajüte gewöhnt hatte, die ganz im Stil eines kreolischen Herrenhauses eingerichtet war. Von dem schweren Schreibtisch erhob sich plötzlich eine kräftige, mittelgroße Gestalt mit weißem Haar. Ich hatte in den Jahren, da ich auf einem Kreuzer an der Westküste Dienst getan hatte, manchen alten Südamerikaner gesehen, niemals aber eine so machtvolle und ehrfurchtgebietende Persönlichkeit. Von den großen, dunklen Augen ging eine unbeschreibliche Gewalt aus. Wie er mir jetzt zur Begrüßung entgegenkam, ging er straff und elastisch wie ein Jüngling. Seine Stimme klang melodisch und kraftvoll, als er nun sagte: „Ich empfange sehr selten einen Menschen. Aber für Ihre tatkräftige Hilfe muß ich Ihnen herzlich danken, mein Herr." — Er entnahm dem Wandschrank eine Flasche und goß den Rotwein in zwei Kristallgläser. „Sie sind ein Offizier. Auch ich war es einmal . . . es ist lange her. Trinken wir auf die Ritterlichkeit und die Heimat!"

Ich blieb fast eine Stunde in seiner Kajüte. Er sprach nur zögernd, zuweilen ließ er einen angefangenen Satz unbeendet. Dann sah er starr an mir vorbei auf das Meer. Aufmerksam hörte er zu, wie ich auf seinen Wunsch allerlei von meinem letzten Kommando in Südamerika berichtete.

Als er mich schließlich bis zum Fallreep begleitete, traten alle Leute vom Deckspersonal scheu und schweigsam zurück. Ich sehe ihn immer noch vor mir, wie er dort aufgerichtet in seiner kurzen Seidenjacke stand, den Sombrero in der Hand. Der dicke Hernandez und die anderen Bordoffiziere, man sah sie nicht, so lange er dort stand. — —

Von Medina war in den nächsten Tagen nicht die Rede. Der Kapitän Bridgeman zeigte sich nach meiner Rückkehr merkwürdig verschlossen. Die Grüße des Südamerikaners hatte er mit kurzem Dank entgegengenommen. Aber er war ohnehin sehr schweigsam, und ich rechnete nicht mehr damit, noch etwas über den seltsamen Fremden zu erfahren. Da bekam ich plötzlich am Sonntag die Einladung, mit Bridgeman zu speisen.

Wir hatten bereits gegessen und rauchten eine von des Kapitäns unübertrefflichen Havannas, als der „Alte" plötzlich gesprächig wurde und mich fragte, ob ich wohl wüßte, daß ich ein ganz seltenes Glück gehabt hätte. Ich verneinte erstaunt. Da begann er die Geschichte von Bautista Medina, der nach den Sternen griff und ganz tief stürzte. In der großen Republik an der Westküste war Medina schon als ganz junger Offizier eine große Hoffnung gewesen. Mit kaum dreißig Jahren rückte der General Medina zum Kriegsminister auf. Die Art, wie er hier ohne jede Hilfe die Reform des Heeres durchführte, zeigte bald auch den fremden Diplomaten, daß er der kommende Mann seines Landes war, ein Führer von außergewöhnlichem Format. Nicht lange darauf wurde er nach einem Putsch diktatorischer Präsident.

Bridgeman sah mich an: „Auch seine ärgsten Feinde geben zu, daß es wohl kaum jemals in Südamerika einen Usurpator gegeben hat, der so scharf und klar zu planen und handeln wußte. Er tat unendlich viel in jenen sieben Jahren, die ihm bis zu der Revolution blieben, die dem Vernehmen nach unter englischem Einfluß ins Werk gesetzt wurde. Die Entscheidung führte der Verrat eines seiner besten Freunde herbei. Man war ihm dicht auf den Fersen, aber er entkam. In allen Bars der Südsee können Sie Geschichten davon hören, wie ihn ein Pater in einer kleinen Kapelle versteckte. Er gab diesem das Ehrenwort, niemals wieder heimzukehren. „Mich ekelt das alles so an . . ." soll er ihm gesagt haben. Seitdem fährt er auf dem Kauffahrer „Santa Catalina". Hunderte von Geschichten gibt es über ihn, aber außer Ihnen haben Medina vielleicht nur drei oder vier Menschen gesprochen . . ."

Es war still geworden in der Kapitänskajüte. Nur der große Fächer des Ventilators kreiste summend über uns. In Gedanken sahen wir beide Medina wieder am Fallreep stehen, den auch sein furchtbarer Sturz nicht bezwungen hatte.

Ich, der Brunnen am Markt.

Skizze von E. Stahl-Steglitz.

Ich, der Brunnen am Markt, entsinne mich noch genau, wie die Lüfte von dem Gedröhn unzähliger Glocken und die Straßen von dem Gewühl verzweifelter Menschen zu zittern begannen, in dem Jahr, da mein Fundament ausgehoben wurde. Reiter und Wagen jagten wie toll zu den Toren hinaus, die Gesellen entliefen dem Meister, meinem Vater: „Was soll alles, wenn die Pest in der Stadt ist?" Aber der Meister arbeitete unentwegt weiter. Nur, seitdem auch Weib und Kind durch das Nordtor fortgefahren waren, schaute er seltener zu dem großen Hause gegenüber hin, das ihm gehörte und in dem die blauen Hyazinthen am Eckfenster standen.

Dann versiegten Glockenklang und Menschengewühl, Wort und Ruf, nur Gestöhn gab es noch, das gespenstisch aus leeren Häusern scholl. Der einzige Ratsherr, der hohläugig durch die Gassen schlich, schüttelte den Kopf über den Meister, aber als ich fertig war, zahlte er ihm den Lohn in vielen Goldstücken aus. „Nehmt alles!" sagte er. „Wer braucht's? Wem gehört's?"

In der nächsten Nacht versenkte der Meister tief unter meinem Fuß einen eisenbeschlagenen Kasten, in dem es seltsam klirrte. „Bewahr es gut!" sagte er. „Es ist ein Steintäfelchen dabei, auf dem steht alles." Aber wie er das Ganze sorgsam zugeworfen hatte, sank er vornüber und blieb neben dem silbernen Strahl liegen.

Am Morgen fand ihn der hohläugige Ratsherr. Er schlich zurück, die Männer mit dem Schinderkarren herzuschicken. Die luden denn auch den Toten auf den Pestkarren; er hielt noch eine Hyazinthe, die er im Fall von meinem Sims gerissen hatte. —

Ich, der Brunnen am Markt, überdauerte die Pest und den großen Krieg und die lange Hungersnot. In jedem Jahr blühten die blauen Hyazinthen auf meinem Sims, und ich begriff, daß dies wichtiger sei als alles. Unter meinen Füßen, in langsam zerfallender Lade, schimmerte das Gold, unbeachtet und glücklich in der Erde, der heimatlichen. In dem großen Haus gegenüber wurden die Nachkommen des Meisters geboren und starben darin, zehn Geschlechter hindurch.

Der Letzte in der Reihe war ein junger fröhlicher Maler, er saß oft auf der Steinbank neben mir und zeichnete, bis das Antlitz seiner jungen schönen Frau hinter den Hyazinthen oben ihn ans Hinaufkommen mahnte. Sie waren sehr glücklich, nie gab es Streit oder Trauer, es war eine Liebe, wie sie im Märchen steht.

Eines Abends saßen beide auf der Steinbank, ihr zehnjähriger Knabe spielte auf dem Marktplatz, da sagte die junge Frau: „Wenn doch Joachim auf das gute Gymnasium in der Hauptstadt kommen könnte!" — „Freilich", lächelte der Maler, „aber woher das Geld nehmen?" Beide seufzten, dann lachten sie wieder.

Längst war der Kasten unter meinem Fuß vermodert, regellos lagen die Goldstücke da, manche tief unten, manche aufwärts geschoben von den geheimen Kräften der Erde.

„Sieh!" sagte die junge Frau plötzlich, bückte sich und hielt ihrem Manne ein Goldstück hin. Er betrachtete es nachdenklich. „Ein seltenes altes Stück", sagte er, „wahrscheinlich hat es ein Sammler hier verloren."

Anderntags ließen sie den Fund bekanntgeben, aber niemand meldete sich. —

Nach einer Woche saßen beide wieder auf der Bank. „Wenn wir viele davon hätten", sagte der Mann und wog das Goldstück in seiner Hand, „könnten wir Bondreiters Villa kaufen." — „Würdest du das alte Haus verlassen?" fragte die Frau. Er schwieg, dann sagte er langsam. „Eine moderne Villa wäre ein besseres Renommée . . ."

„Wir könnten auch nach Italien fahren", schlug die Frau vor. — „Lieber nach Griechenland", sagte er, „ich habe immer solche Sehnsucht dahin gehabt."

„Schade, daß wir so arm sind!" seufzte sie. Er sah vor sich hin.

„Welche Möglichkeiten für mich, wenn ich dort leben könnte!" rief er. „Dort, wo die großen Meister gelebt haben, würde ich groß und berühmt werden, anstatt hier zu verkümmern!" Sein Gesicht hatte sich verfinstert, er schob den herbeieilenden Knaben unwirsch beiseite und ging ins Haus.

„Warum weinst du, Mama?" fragte das Kind. — „Weil wir so arm sind", sagte die Mutter traurig.

Nachts trat der Maler wieder aus der Tür und setzte sich auf die Steinbank. „Wie du leuchtest!" sagte er zu dem Goldstück auf seiner Hand. „Wenn viele von deiner Art da wären, wie würdet ihr funkeln!" Er küßte das Gold. „Allein bist du machtlos, du brauchst Kameraden. Was führe ich für ein erbärmliches Leben! Ist es eines Künstlers würdig, immer nur für Frau und Kind Brot zu schaffen?"

Vergebens sang ihm der silberne Strahl, der ins Becken rann, von dem Leben der ganz Großen, die sich tief und demütig den einfachen Gesetzen des Daseins einordneten. Der Maler verstand ihn nicht. Kein Gold der Erde kann den groß machen, der nicht groß ist — — armer Mann, er wußte es nicht.

Von oben rief eine Frauenstimme ihn leise an, er drückte sich tief in den Schatten. „Verwünschte Fessel! Ja, wenn ich reich wäre, könnte ich alles hinter mir lassen. Wie glücklich könnte ich sein! Aber ich bin arm — arm —"

Das Fenster schloß sich, der Maler wanderte auf und ab. „Gibt es nichts, was ich zu Gold machen könnte? Das Haus —" er sah zum Eckfenster auf. „Warum schläft sie nicht? Muß sie mich mit ihrem albernen Warten bis aufs Blut peinigen?" Wie oft hatte ihn früher dieses Warten beglückt! „Das Haus verkaufen . . ."

Als er gegen Morgen hinaufging, war das Fenster noch hell. Dann schallten laute und zornige Worte herab. Nachher weinte die junge Frau in meinem Schatten.

„Tat ich nicht alles, was ich konnte? Kochte, wusch, nähte, scheuerte allein, trug das armseligste Kleid lachend jahrelang? Ach, wie leben andere Frauen! Ich werde vorzeitig alt, ich verkümmere —" sie weinte wieder.

Am Abend, der Maler saß auf der Steinbank, trat sie zu ihm. „Es ist jemand da, der das Haus kaufen will", sagte sie. „Ja, **wollen** wir denn verkaufen?" — „Es ist **mein** Haus!" sagte er scharf. — „Und dann?" — „Dann werde ich nach dem Süden gehen." — „Und wir, Joachim und ich?" — Er wandte ihr ein von Zorn entstelltes Antlitz zu. „Für euch wird auch irgendwie Rat werden. Ich ertrage es nicht mehr, euch immer am Rockschoß zu haben, immer und immer!" Er ging ins Haus.

„Du sollst uns nicht mehr am Rockschoß haben", flüsterte sie. „Wir gehen schon." Ganz früh am nächsten Morgen trat sie mit dem Kinde und mit einem Koffer aus dem Hause und schritt zum Bahnhof. Eine Stunde später erhob sich oben ein wildes Toben, der Maler stürzte mit bloßem Kopf aus der Tür und die Straße zum Bahnhof hinab. Nach kurzer Zeit war er wieder zurück, er stand neben mir still, zog mechanisch das Goldstück heraus. „Reichtum ersetzt alles", murmelte er, aber er schluchzte. Sein Arm bewegte sich heftig, das Goldstück fiel hinab, rollte noch eine Weile auf den Steinplatten entlang und war dann verschwunden.

Der Maler kniete nieder, er suchte lange und hastig, prüfte mit einem Stock alle Spalten, es war umsonst. Da stand er auf und ging langsam ins Haus. Oben am Eckfenster, hinter den Hyazinthen, stand er und schaute hinab . . .

Jetzt sitzt er wieder auf der Steinbank und zeichnet, bis ein schönes heiteres Frauenantlitz hinter den Blüten ihn ans Hinaufkommen mahnt. —

Ich, der Brunnen am Markt, werde das schlafende Gold nicht wecken. Angeschmiegt dem Schoß der Erde, dem heimatlichen, leuchtet es träumend im eigenen Licht, das flammende Metall, die Sonne des Erdinnern, die nichts zu suchen hat unter dem Strahl ihrer Schwester, unter dem sich ihre geheimnisvollen Kräfte ins Böse verkehren und den schwankenden Sinn der schwachen Menschen verw[illegible]



Um der Schönheit willen heiraten ist eben so viel als um der Rose willen ein Landgut kaufen. Ja! das letztere wäre noch vernünftiger, denn die Rosenzeit kommt doch jährlich wieder. Kotzebue.



Der Einsame.

Erzählung von **Hans Gäfgen.**

An einem Frühlingsabend des Jahres 1809 saß ein kleiner, unscheinbarer Mann in einer Schenke, die malerisch am Regnitzflusse lag, in Bug, nicht weit von Bamberg. Die anderen Gäste waren in das Haus gegangen, denn der Wind wehte ein wenig kühl.

Der Einsame aber, der einen kastanienbraunen Frack trug und eine kurze Pfeife aus brauner Tonerde mit Bernsteinspitze rauchte, schien dies nicht zu bemerken. Vor ihm standen mehrere Bocksbeutelflaschen, und im Glase glänzte der Steinwein.

„Herr Wirt", rief der Mann zum Hause hin, „bring' Er noch eine Flasche und ein wenig Siegellack, so Er welchen im Hause hat!"

„Sofort, Herr Kapellmeister!" und schon erschien, das gestickte Käppchen auf dem Kopf, der Wirt im Garten, in dem es leise zu dämmern begann. „Soll ich Licht bringen?"

„Hat noch Zeit. Wo ist der Siegellack?"

Der Wirt legte das rote Stückchen auf den Tisch, stellte die Flasche dazu und wollte die leeren Bocksbeutel mitnehmen.

„Laß Er das! Die Flaschen gehören mir, heute brauche ich sie", wehrte ihm Hoffmann, denn er war es, der hier seinen Schmerz hinunterzuspülen versuchte, den Schmerz über die geliebte Julia, die heute mit dem anderen Hochzeit machte.

Schöner war der andere schon, das war wahr, aber mit dem Geist und Herzen, da stand es übel bei dem feinen Herrchen. — Wie war das doch alles gekommen? Ach so, Julias Mutter hatte ihn zu sich gebeten: „Möchten der Herr Kapellmeister nicht die Güte haben, meine Töchter im Gesang zu unterweisen?"

Wie im Traum hatte Hoffmann ein Stück Papier aus der Tasche genommen und warf mit ein paar Strichen die Szene hin: die Mutter, sich, die eintretenden Töchter. Alles ein wenig boshaft übertrieben, kleine Schwächen hervorgehoben.

„Herr Wirt, bring' Er das Licht!" Beim Schein der Windlampe zeichnete Hoffmann auf ein zweites Blatt die erste Stunde in dem reichen Hause. Und dann kam ein Bild, ganz ohne Boshaftigkeit, ganz schlicht und einfach: Julia, das kleine, stille Mädchen, das er geliebt, das er geküßt. Ein viertes Blatt zeigte den anderen, den Eindringling, den Geistlosen. In die Zeichnung legte Hoffmann seinen Haß gegen den Fremden, der ihm Julia raubte. Und auf dem letzten Stückchen Papier erstand er selbst, der Einsame, umgeben von Bocksbeuteln und der schweigenden Frühlingsnacht . . ."

„Die Rechnung, Herr Wirt! Es ist spät geworden."

Dann war Hoffmann wieder allein. Fünf leere Flaschen standen vor ihm. In jeder barg er eine seiner Zeichnungen. Dann versiegelte er sie sorgsam und warf sie mit mächtigem Schwung hinüber in den Regnitzfluß. Einmal, zweimal, dreimal, viermal, fünfmal kam ein Ton durch die Stille, dann war es vorbei . . . Vielleicht hat da und dort ein Mainfischer einen der Bocksbeutel gefunden und über den Scherz gelacht. Vielleicht sind alle Flaschen zerschellt, ehe ein Mensch sie sah.

Spät in der Nacht ging ein Einsamer Bamberg zu. Er hatte den Kragen seines kastanienfarbenen Frackes hoch geschlagen, denn es fror ihn.

Verantwortlicher Redakteur: **Marian Hepke**; gedruckt und herausgegeben von **A. Dittmann** T. z o. p., beide in Bromberg